

TANJA VAN HOORN

WEINHAUS WOLF

Gottfried Benns ›Spätlese‹

Ein altes Klischee will es so, aber es ist wohl auch etwas Wahres dran: Gern schreiben Dichter im Café. Klassische Kaffeehausliteratur bewegt sich an der Grenze zwischen erzählender Literatur und Feuilleton, nimmt tagespolitische Ereignisse auf, hat augenblickshaft-fragmentarischen Charakter, ist im Ton spielerisch-ironisch und weist Nähe zur Anekdote auf.<sup>1</sup> Aber nicht nur in den kurzen Texten der Meister der kleinen Form wie Peter Altenberg und Alfred Polgar,<sup>2</sup> auch in den umfangreicheren Werken anderer Kaffeehausgänger wie Karl Kraus, Franz Werfel oder Joseph Roth haben die häufigen Lokalbesuche Spuren hinterlassen: Diese Dichter inszenieren das Café in ihrer Literatur als einen besonderen Ort weniger der heiteren Geselligkeit und künstlerischen Inspiration, sondern des kakophonischen Stimmenwirrwarrs (Kraus), der unheilsschwangeren Unterwelt (Werfel) und verhängnisvollen Verführung (Roth).<sup>3</sup> Hermann Kesten hat alle diese berühmten *Dichter im Café* erzählerisch Revue passieren lassen und seine

<sup>1</sup> Vgl. Michael Rössner, Einleitung. Wo man Literatur schreiben, lesen, hören, kritisieren und wieder schreiben kann: Das Kaffeehaus als Ort literarischer Produktion und Rezeption zwischen 1890 und 1950 in Europa und Lateinamerika, in: ders. (Hrsg.), *Literarische Kaffeehäuser, Kaffeehausliteraten*, Wien, Köln u. Weimar 1999, S. 13-31. Vgl. auch: *Vom Schreiben 4. Im Caféhaus oder Wo schreiben?* Mit einem Essay von Ursula Krechel über Schreiborte in Shanghai und anderswo, bearb. v. Rudi Kienzle, *Marbacher Magazin* 74, 1996.

<sup>2</sup> Vgl. Peter Altenberg, *Kaffeehaus*, in: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Werner J. Schweiger, Wien, Frankfurt/M. 1987, Bd. 2, S. 334; ders., *Regeln für meinen Stammtisch*, in: *Diogenes in Wien. Aphorismen, Skizzen und Geschichten*, mit e. Nachbem. hrsg. v. Dietrich Simon, 2. Aufl., Berlin 1982, Bd. 1, S. 141f.; ders., *Geselligkeit des Abends im Kaffeehaus*, in: ebd., Bd. 2, S. 188f.; Alfred Polgar, *Theorie des ›Café Central‹*, in: *Kleine Schriften*, hrsg. v. Marcel Reich-Ranicki in Zus.arb. mit Ulrich Weinzierl, Reinbek bei Hamburg 1984, Bd. 4, S. 254-259.

<sup>3</sup> Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog 1918/19*, mit e. Register v. Franz Ögg u. e. Nachw. hrsg. v. Franz Pfäfflin, München 1977, V. Akt, 51. Szene »Ringstraßencafé«; Franz Werfel, *Barbara oder die Frömmigkeit*, Berlin, Wien, Leipzig 1929, Kap. »Schattenreich«; Joseph Roth, *Zipper und sein Vater*, in: *Werke*, mit e. Nachw. hrsg. v. Fritz Hackert, Köln 1989, Bd. 4, S. 501-607, Kap. XI.

eigene Emigration als Flucht aus den von »Hitlers braune[n] Buben« umzingelten Berliner Lokalen in die »fremden Kaffeehäuser im Exil« beschrieben.<sup>4</sup>

Auch Gottfried Benn verlässt die Berliner Künstlerszene schließlich, geht aber nicht außer Landes, sondern nach Hannover, zieht sich zurück in das, was er nicht ohne Arroganz »die aristokratische Form der Emigration« nennt.<sup>5</sup> Er tauscht damit zugleich die bürgerliche Existenz eines praktizierenden Facharztes für Haut- und Geschlechtskrankheiten mit der militärischen eines Oberstabsarztes im Range eines Majors bei der Heeresanitäts-Inspektion.<sup>6</sup> Wie seine Briefe aus Hannover bezeugen, ist Benn ein eifriger Besucher unterschiedlicher Lokale, entdeckt schnell das *Café Kröpcke* für sich,<sup>7</sup> geht zum Biertrinken und Essen mal ins *Pilsner Urquell*,<sup>8</sup> häufiger ins *Gildebräu*.<sup>9</sup> Der Wunsch nach gehobener Geselligkeit im Kreise gleichgesinnter Dichter kann es freilich nicht gewesen sein, der Benn in diese Gasthäuser trieb, denn derartiges hatte Hannover nicht (mehr) zu bieten.<sup>10</sup> Doktor Benn sitzt vielmehr meist allein, hofft, dass keiner seiner Kollegen vom Militär auftaucht und ihm die Stimmung verdirbt,<sup>11</sup> bestellt mal Kaffee, mal Bier, gönnt sich eine warme Mahlzeit, liest die Zeitung – und dichtet. Einige der berühmtesten Gedichte Benns – wie etwa *Astern* und *Einsamer nie* – stammen aus der Hannoverschen Zeit (1935-1937). Fünf dieser Poeme sind eng mit einem Café verbunden, das er

<sup>4</sup> Hermann Kesten, *Dichter im Café*, Wien, München, Basel 1959, S. 12.

<sup>5</sup> Gottfried Benn, *Doppelleben*, in: *Sämtliche Werke*, Stuttgarter Ausgabe, in Verb. mit Ilse Benn hrsg. v. Gerhard Schuster, Bd. V: *Prosa 3*, S. 83-176, hier: S. 106. Die Werke Benns werden durchgehend nach dieser Ausgabe unter Angabe der Kürzels SW und der Bandnummer zitiert. Auch Benns Briefe sind, in nach Empfängern zusammengestellten Einzelbänden, in dieser Werkausgabe erschienen und werden im Folgenden mit Adressatenangabe, Briefnummer und Datum zitiert.

<sup>6</sup> Zur Biographie vgl. Wolfgang Emmerich, *Gottfried Benn*, Reinbek bei Hamburg 2006.

<sup>7</sup> Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 83 (1.4.1935): »Kaffee im Cafe Kröpcke, wo ich mich wohl fühle: guter Kaffee, Großstadtatmosphäre, Musik, Dirnen, Zeitungen, gutes Essen.« Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 30 (7.4.1935): »Dann Ausschweifung: Bei Kröpcke eine Orangeade. Dort wie immer maßlos voll. Ware gut. Publikum Provinz. Immer der gleiche Eindruck. Als ob es gute Gesellschaft hier gar nicht gibt. Nur reduziertes Bürgertum.«

<sup>8</sup> Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 43 (1.5.1935): »Saß gestern in neuem Lokal: »Pilsner Urquell« in der Windmühlenstraße, Nebenstraße der Georgstraße. Uraltes Ding, sehr distinguiertes Männerpublikum. Vom *Geschäft* waren eine Menge da. Werde wohl aus dem Grunde nicht oft hingehen.«

<sup>9</sup> Vgl. Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 49 (7.5.1935).

<sup>10</sup> Vgl. dazu Paul Raabe, *Gottfried Benn in Hannover. 1935-1937*, Seelze-Velber 1986.

<sup>11</sup> Vgl. die Hinweise auf Publikum aus dem »Geschäft« (Anm. 8) oder »aus meinen Kreisen« (Anm. 12).

als eine »Entdeckung« feiert,<sup>12</sup> und auf dessen Speisekarten er etwa *Tag, der den Sommer endet* notiert, ein Gedicht, das er mit dem Zusatz »Stadhallen-Elegie gewidmet der Hartwigstraße 53 in Bremen. Benn« an seinen Brieffreund F. W. Oelze sendet.<sup>13</sup>

Auch wenn Benn in Hannover nicht zu einem Kaffeehausschriftsteller vom Schlage eines Altenberg oder Polgar wird, so ist der Dichter Benn in Hannover doch ein Schriftsteller, in dessen Leben, Textproduktion und literarischer Imagination der halböffentliche Raum des Cafés eine zentrale Rolle spielt. Dass dieser Ort gerade in Hannover vielleicht sogar das Rückgrat seines Schreibens bildet, wird nirgendwo deutlicher als in dem Text, der sogar nach einem Gasthaus benannt ist: Die Rede ist von dem Prosatext *Weinhaus Wolf*, entstanden zwischen 1936 und 1938, publiziert zuerst 1949 in dem Band *Der Ptolemäer*.<sup>14</sup>

## I

An Elinor Büller berichtet Gottfried Benn bereits im Herbst 1935 von regelmäßigen Besuchen im angenehm altmodischen »Weinhaus Wolf«, das eigentlich *Friedrich Wolfs Weingroßhandlung und Weinstuben* hieß.<sup>15</sup> In den separaten Räumlichkeiten des Obergeschosses gibt er am 10. Oktober seinen Einstand,<sup>16</sup> trifft sich unten im Lokal mindestens dreimal mit Oelze,<sup>17</sup> je einmal mit Egmont Seyerlen<sup>18</sup> und »Frl. Hoppe«, seiner ehema-

<sup>12</sup> Vgl. Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 67 (11.6.1935); vgl. auch Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 83 (14.7.1935): »Stadhalle hat eine Wein u eine Bierterrasse, in der Mitte die Musike. Ich meistens Bierterrasse, r. von vorne. Blick in den Garten, Bassin mit Schwänen, Blumenbeete u. um 9¼ wird der hohe Springbrunnen angelassen u. »beleuchtet«. Nett u. kitschig. Immer gutes Publikum, meistes auch aus meinen Kreisen, aber, wo es geht, nehme ich keine Notiz davon«; vgl. auch beinahe wörtlich gleichlautend Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 31 (17.7.1935); vgl. ferner Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 118 (10.6.1935) u. Nr. 133 (18.7.1935).

<sup>13</sup> Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 33 (6.8.1935).

<sup>14</sup> Hier wurde zugrundegelegt: Gottfried Benn, *Weinhaus Wolf*, in: SW, Bd. IV, S. 219-241, Zitate aus *Weinhaus Wolf* werden nachfolgend im Fließtext mit Seitenzahlen nachgewiesen.

<sup>15</sup> Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 106 (1.10.1935).

<sup>16</sup> Vgl. Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 107 (3.10.1935) und Nr. 109 (11.10.1935); vgl. auch Gottfried Benn an Tilly Wedekind Nr. 188 (7.10.1935); vgl. auch Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 47 (11.10.1935).

<sup>17</sup> Vgl. Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 129 (16.12.1935) u. Nr. 130 (17.12.1935); Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 334 (11.6.1936) u. Nr. 377 (16.9.1936); Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 111 (18.12.1936) u. Nr. 134 (26.2.1938).

<sup>18</sup> Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 203 (23.3.1937).

ligen Vermieterin.<sup>19</sup> Manchmal sieht man ihn in *Friedrich Wolfs Weingroßhandlung und Weinstuben* wohl tage- oder sogar wochenlang gar nicht;<sup>20</sup> wenn er dann wiederkommt, ist er meist allein, setzt sich »abseits an einen ruhigen Tisch, den Abendschoppengästen den Rücken zugekehrt«.<sup>21</sup>

Fraglos also hat der Prosatext *Weinhaus Wolf* einen autobiographischen Hintergrund. Dennoch ist es irreführend, ihn umstandslos als einen Text zu bezeichnen, »der stark autobiographische Züge trägt«,<sup>22</sup> oder gar Benns »Lebensweise fast autobiographisch getreu widerspiegelt«,<sup>23</sup> denn die Unterschiede zwischen *Weinhaus Wolf* und Benns Biographie sind unübersehbar. Wie sehr im *Weinhaus Wolf* stilisiert und zugespitzt wird, ist schon an der Eingangsbemerkung zum namentlich nicht identifizierten Schauplatz Hannover erkennbar, wo es über Wetter und Umgebung heißt: »Schlechtes Klima, keine Landschaft, flach alles, riesig öde« (S. 219). Tatsächlich war Benns erster Eindruck von Hannover eher positiv,<sup>24</sup> und auch dem Umland – seine Briefe zeugen von vielen nur zum Teil dienstlichen Ausflügen ans Steinhuder Meer, in die Lüneburger Heide, in den Harz und in das Weserbergland – konnte der überzeugte Berliner durchaus etwas abgewinnen.<sup>25</sup> Kurz: Die Ödnis der Landschaft, von der im *Weinhaus* die Rede ist, sagt wohl mehr über die depressive Befindlichkeit des Ich-Erzählers, als über Benns Eindruck von Hannover und seiner Umgebung. Dass zwischen der Depression des Ich-Erzählers und der Stimmung Benns eine Parallele bestanden haben dürfte, steht auf einem anderen Blatt und ändert nichts an der prinzipiellen Differenz zwischen dem Protagonisten, einem namenlosen Konsularbeamten, und dem Autor, Dr. Benn.

Aber auch die geläufigen Lesarten von *Weinhaus Wolf*, die sich darauf beschränken, die allfälligen, im übrigen auch von Benn selbst betonten<sup>26</sup>

<sup>19</sup> Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 439 (16.4.1937).

<sup>20</sup> Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 311 (4.5.1936).

<sup>21</sup> Ernst Wolf an das Literaturarchiv Marbach, 1.4.1985. Hier zitiert nach Ludwig Greve, Gottfried Benn 1886-1956. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, Marbach 1986, S. 256-257.

<sup>22</sup> Joachim Dyck, *Der Zeitzeuge*. Gottfried Benn, Göttingen 2006, S. 209.

<sup>23</sup> Friedrich Wilhelm Wodtke, Gottfried Benn, Stuttgart 1962, S. 72. Vgl. wenig ergiebig daran anschließend Oskar Sahlberg, Gottfried Benns Phantasiewelt. »Wo Lust und Leiche winkt«, München 1977; vgl. auch Else Buddeberg, Gottfried Benn, Stuttgart 1961, S. 146f.

<sup>24</sup> Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 22 (31.3.1935) u. Nr. 23 (ebenfalls 31.3.1935); Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 81 (30.3.1935).

<sup>25</sup> Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 153 (18.8.1935), Nr. 323 (20.5.36), Nr. 364 (28.8.36), Nr. 378 (18.9.1936). Negative Eindrücke über Land und Leute artikuliert Benn vor allem in den Briefen an Oelze, vgl. Gottfried Benn an F. W. Oelze Nr. 30 (9.7.1935) u. Nr. 32 (5.8.1935); andererseits konstatiert er hier auch: »Lüneburger Heide. Reizend!« (Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 34 [20.8.1935]).

<sup>26</sup> Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 142 (17.5.1948).

inhaltlichen Übereinstimmungen mit bestimmten Briefpassagen nachzuweisen,<sup>27</sup> oder die den Text schlicht als einen »Essay« in die entsprechende Werkgruppe einsortieren, greifen zu kurz.<sup>28</sup> Unbestritten ist, dass der *Weinhaus*-Text in seinen breiten Reflexionen an Thesen zum Thema Geist und Geschichte anschließt,<sup>29</sup> die den Autor selbst seit Jahren beschäftigten; eine Interpretation, die allein diesen Gehalt referiert, bleibt jedoch unbefriedigend.<sup>30</sup> Denn auch wenn es zutrifft, dass Benn seine seit den zwanziger Jahren in den anthropologisch-geschichtsphilosophischen Essays entwickelten Überlegungen im *Weinhaus Wolf* weiterdenkt,<sup>31</sup> und es insofern sicher nicht falsch ist, zu behaupten, dass *Weinhaus Wolf* »praktisch alle Themen [variiert], die der Überlebende seit Mitte 1934 [das heißt seit seiner Abwendung vom nationalsozialistischen Regime] zu seinem Inventar im geistigen Guerillakampf gemacht hat« und zu einer einzigen »Assoziationskette« verbindet,<sup>32</sup> so ist doch der spezifische Charakter des Textes damit nicht erfasst. Dieser besteht nämlich gerade in der Einbindung solcher reflektierender Passagen in einen erzählerischen Rahmen. *Weinhaus Wolf* ist weder ein autobiographischer Text im engeren Sinne, noch ein Essay, sondern eine Prosadichtung, die der Verfasser selbst in der Tradition der

<sup>27</sup> Vgl. die Hinweise im Kommentar zum *Weinhaus Wolf* S. 627-629. Dyck (Zeitzeuge, ebd.) betont die weit reichenden inhaltlichen Parallelen des *Weinhauses* zu den Oelze-Briefen. Einzelne Gedankengänge und Sätze des *Weinhaus*-Textes finden sich aber auch vorformuliert in den Briefen Benns an seine Freundinnen »Morchen« Büller und Tilly Wedekind, vgl. Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 184 (22.2.1937) u. Nr. 233 (14.5.1937); Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 263 (31.1.1936).

<sup>28</sup> Wodtke, Gottfried Benn, Anm. 23, S. 72.

<sup>29</sup> Auch Bruno Hillebrand (Benn, Stuttgart 1986, S. 166f.) gibt lediglich eine knappe Zusammenfassung der Thesen des Erzählers zum Thema Geist und Geschichte und konstatiert summarisch: »*Weinhaus Wolf* ist die fiktionale Zusammenfassung der brieflichen Thematik von fünf Jahren.«

<sup>30</sup> Vgl. so etwa noch Johann Siemon, Die Formfrage als Menschheitsfrage. Die Genese des künstlerischen Weltbilds in der Prosa Gottfried Benns, München 1997, S. 309-322.

<sup>31</sup> Den gedanklichen Gehalt der Essays insbesondere bezüglich der Auseinandersetzung Benns mit dem Darwinismus, den Kulturentstehungslehren und der zeitgenössischen Anthropologie hat auch unter Berücksichtigung des *Weinhaus Wolf* aufgearbeitet Gerlinde F. Miller, Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs für Menschenbild und Dichtungstheorie bei Gottfried Benn, New York, Bern, Frankfurt /M., Paris 1990.

<sup>32</sup> Christian Schärf, Der Unberührbare. Gottfried Benn – Dichter im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2006, S. 279; ob man deshalb berechtigterweise davon sprechen kann, dass hier »fiktionale und essayistische Momente vollkommen zur Verschmelzung« gebracht werden, sei dahingestellt (Christian Schärf, Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno, Göttingen 1999, S. 254). Eine Genremischung konstatiert auch Benn selbst, der den entstehenden Text »halb Novelle, halb Essay« nennt (Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 205, S. 198); später ordnet der Autor das *Weinhaus Wolf* freilich eindeutig der fiktionalen Literatur zu (vgl. dazu auch folgende Anm.).

Novelle gesehen hat.<sup>33</sup> In der Entwicklung von Benns Prosa steht *Weinhaus Wolf* zwischen den frühen *Rönne*-Novellen, in denen die traum- und rauschhaften Erlebnisse einer fiktiven Figur in extremer Bewusstseinslage expressionistisch entfaltet werden und dem *Roman des Phänotyp*, in dem ein namenloser Erzähler kaum noch erzählt, sondern reflektiert, montiert, präsentiert. Die Forschung hat diesen Weg hin zur der »absoluten Prosa« des Spätwerks<sup>34</sup> einleuchtend als einen »fortschreitenden Abbau der Fiktivität« beschrieben.<sup>35</sup> *Weinhaus Wolf*, so der Ausgangspunkt der folgenden Darstellung, hat in diesem Prozess nicht zufällig eine Mittelstellung inne, denn in dem ebenso brüchigen wie auffälligen Fiktionsrahmen nimmt erzähltechnisch Form an, was inhaltlich zur Debatte steht: das Ende der Geschichte. Umgekehrt besteht die Weiterung des *Weinhaus Wolf* gegenüber den Essays gerade darin, dass hier das Bewusstsein einer geschichtsphilosophischen Krisensituation mit demjenigen einer Krise des Erzählens produktiv verknüpft wird: In Frage steht, wie eine Geschichte erzählt werden kann, wenn es keine Geschichte mehr gibt.<sup>36</sup>

Die Analyse folgt nicht den Spuren des autobiographischen Materials,<sup>37</sup> und verortet auch nicht die Reflexionen in Benns System der Ästhetik und Anthropologie,<sup>38</sup> sondern stellt die literarische Inszenierung selbst ins Zentrum.<sup>39</sup> Ausgegangen wird von einer Bestandsaufnahme der bislang

<sup>33</sup> Zur Frage der Gattungseinordnung vgl. Thomas Pauler, *Schönheit und Abstraktion. Über Gottfried Benns »absolute Prosa«*, Würzburg 1992, S. 121.

<sup>34</sup> Vgl. Pauler, *Schönheit und Abstraktion*, Anm. 33, sowie Christian Schärf, *Werkbau und Weltspiele. Die Idee der Kunst in der modernen Prosa*, Würzburg 1999, S.173-225, zu *Weinhaus Wolf* vgl. insbes. S. 207-213. – Den Begriff der »absoluten Prosa« entwickelt Benn selbst in *Doppelleben* (insbes. S. 140-143).

<sup>35</sup> Klaus Gerth, *Absolute Dichtung? Zu einem Begriff in der Poetik Gottfried Benns*, in: Gottfried Benn, hrsg. v. Bruno Hillebrand, Darmstadt 1979, S. 240-260, hier: S. 248 [zuerst in: *Der Deutschunterricht* 20, 1968, H. 4, S. 69-85].

<sup>36</sup> In diesem Sinne schließt die folgende Analyse an Überlegungen von Fritz Martini an, der schon vor einem halben Jahrhundert konstatiert hat, dass »Benns Ironie gegenüber der Geschichte, seine Ablehnung des pragmatischen Historismus« dazu führe, dass die »Voraussetzungen [...], die bisher die epischen Erzählformen bestimmten« aufgehoben seien (Fritz Martini, Gottfried Benn: Der Ptolemäer, in: *Das Wagnis der Sprache. Interpretationen deutscher Prosa von Nietzsche bis Benn*, Stuttgart 1954, S. 468-517, hier: S. 475).

<sup>37</sup> Gelegentlich werden jedoch zum besseren Verständnis des *Weinhaus*-Textes auch Spuren in autobiographischem Material (insbesondere Briefe) verfolgt, die Benn in die Erzählung einmontiert. Ziel ist dabei lediglich eine Erhellung des Sinns einzelner Passagen und Formulierungen der Erzählung.

<sup>38</sup> Wie problematisch ein derartiger Versuch sein kann, verdeutlicht die sich teilweise zur Zitatcollage verselbständigende Arbeit von Regine Anacker, *Aspekte einer Anthropologie der Kunst in Gottfried Benns Werk*, Würzburg 2004.

<sup>39</sup> Die wichtigsten diesbezüglichen Vorarbeiten haben geleistet: Gerth, *Absolute Dichtung?*, Anm. 35, sowie Pauler, *Schönheit und Abstraktion*, Anm. 33.

meist eher ignorierten oder marginalisierten Fiktionselemente. Gesammelt und inventarisiert werden sollen insbesondere die Informationen über den Weinhausbesucher: Was erfährt der Leser über die Vergangenheit des Erzählers und über die Zeit der Weinhausbesuche? Wie verhält sich die erzählerische Gestaltung zu diesen Informationen? Und schließlich: Was ist das Novellenhafte an dem Text?<sup>40</sup>

## II

Im Zentrum der Erzählung *Weinhaus Wolf* steht ein namenloser Ich-Erzähler, der im Duktus eines mündlichen Berichtes<sup>41</sup> aus einer weder zeitlich noch örtlich bestimmbaren Erzählgegenwart heraus aus seinem Leben erzählt und zwar in der Art eines ineinander verschachtelten, doppelten Rückblicks. Die im Titel angespielte erste Vergangenheitsebene ist die Zeit seiner Weinhausbesuche, die er bestimmt als einen kurzen Abschnitt aus der mittleren Epoche seines Lebens,<sup>42</sup> einen »Frühling« (S. 229 u. 240) offenbar zur Zeit des Nationalsozialismus,<sup>43</sup> den er »in einer mittelgroßen Stadt, fast Großstadt« (S. 219) verbrachte, und während dessen er gern »eine kleine Weinstube« (S. 220) besuchte. Dieser Epoche fügt der Erzähler eine zweite Vergangenheitsebene hinzu, die zeitlich deutlich vor der *Weinhaus*-Episode liegt und einen wesentlich größeren Zeitraum umfasst: Es handelt sich um das Vorleben des Weinhausbesuchers, seine Zeit als Konsularbeamter.

Diese Vor-Vergangenheit, die zwar, wie er sagt, den Hauptteil seines Lebens ausmachte, die er aber nur sehr summarisch und andeutungshaft charakterisiert, ist für die Reflexionen des Weinhausbesuchers (und damit für die ganze Erzählung) von konstitutiver Bedeutung, denn sie bildet so et-

<sup>40</sup> Dass *Weinhaus Wolf* »gewissermaßen« eine Novelle sei, behauptet Benn in einem unpublizierten Brief; hier zitiert nach Pauler, Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 121.

<sup>41</sup> Zur erzählerischen Konstruktion vgl. auch die Beobachtungen von Gerth, *Absolute Dichtung?*, Anm. 35; allerdings geht Gerth m.E. fälschlicherweise davon aus, dass der Ich-Erzähler seine Erinnerungen »niederschreibt« (ebd., S. 247); tatsächlich wird jedoch keine Schreibsituation angedeutet, vielmehr scheinen einzelne Floskeln wie »Ich darf deutlicher werden und mich in Einzelheiten verlieren« (S. 220) eher die Mündlichkeit zu betonen.

<sup>42</sup> Vgl. die Eingangsbemerkung, dass der »größte Teil meines Lebens [...] den Jahren nach zu Ende« war (S. 219).

<sup>43</sup> Der Rekurs des Ich auf die »neuerdings« viel benützte nationalsozialistische Phrase der »Herrenrasse« situiert das erinnerte Geschehen im Weinhaus gleich zu Beginn im »Dritten Reich«; Pauler (Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 120) deutet den Hinweis auf das »Medaillenstanzen« als Anspielung auf die im Februar und August 1936 in Deutschland stattfindenden Olympischen Spiele und datiert die erzählte Zeit deshalb auf das Frühjahr 1936.

was wie deren lebensgeschichtliche Voraussetzung und kontrastive Folie. Das bestätigt der Erzähler auch selber, wenn er sich erinnert, dass ihn in der Weinstube »hinter der Maske« scheinbarer Unbeteiligtheit die »Bilder und Erinnerungen vergangener Jahre« (S. 220) umtrieben. Überraschenderweise betont er jedoch zugleich, dass ihn sein Beruf »innerlich nie beschäftigt« (S. 219) habe – eine Behauptung, die sich, wie einige andere Informationen auch, als zumindest ungenau, wenn nicht gar widersprüchlich und falsch erweist.<sup>44</sup> In jedem Falle aber muss sie verwundern, denn als »Konsularbeamter, Auslandsposten« (S. 225) hatte der Erzähler einen hochqualifizierten, gut bezahlten und begehrten Beruf, für den Desinteresse zu bekunden zumindest einen gewissen Hochmut verrät.<sup>45</sup>

Wie man sich diese Vorvergangenheit des Ich-Erzählers bis zur *Weinhaus*-Episode konkret vorzustellen hat, wird nicht klar, denn der Ich-Erzähler gibt nur sehr zerstreute, sämtlich undatierte und auch in der Abfolge unbestimmte, eher Fragen aufwerfende, lediglich einzelne topographische und berufliche Hinweise enthaltende Informationen zu seinem Leben: Hat er nun »den Hauptteil [s]eines Lebens in den großen Städten der Erde« (S. 220) verbracht oder wurde er »Konsularbeamter, Auslandsposten, und Tahiti und die Azoren glitten an mir vorbei« (S. 225)? Ist es realistisch, dass er sowohl in »Tibet« als auch im »Urwald« (S. 231), in »Irkutsk« und »Biarritz« (S. 232) arbeitete? Schließlich: Wie passen Tibet, der Urwald und Tahiti zur Eingangsbehauptung, sein Leben vor allem in Großstädten verbracht zu haben? Tatsächlich scheint die hier angedeutete Berufskarriere aufgrund der Vielzahl von extrem unterschiedlichen Stationen eher unwahrscheinlich.<sup>46</sup>

<sup>44</sup> Auf einige dieser »Brüche und Unstimmigkeiten« weist auch hin Pauler, *Schönheit und Abstraktion*, Anm. 33, S. 125.

<sup>45</sup> Die Berufsbezeichnung »Konsularbeamter« ist freilich sehr allgemein und verrät nichts über die genaue Stellung in der Hierarchie. Voraussetzung für eine Beamtenkarriere beim Auswärtigen Dienst war in der Regel ein Jurastudium und ein wohlhabendes Elternhaus, das einen gehobenen Lebensstil auch während der teils unbesoldeten, teils nur wenig bezahlten praktischen Ausbildungszeit ermöglichte. Diese endete mit einer schriftlichen und mündlichen – je nach eingeschlagenem Weg – diplomatischen bzw. konsularischen Prüfung. Erst danach konnte der Anwärter auf eine Planstelle hoffen – freilich vergingen meist Jahre bis zur ersten festen Anstellung. Zur Personalstruktur des Auswärtigen Amtes während der Weimarer Republik und dem Dritten Reich vgl. *Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes. 1871-1945*, bearb. v. historischen Dienst, Maria Keipert u. Peter Grupp, hrsg. v. Auswärtiges Amt, Paderborn, München, Wien, Zürich 2000, S. XXI-XXXI.

<sup>46</sup> Vgl. die Biographien im *Biographischen Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes*, Anm. 45; vgl. auch Peter Krüger, *Struktur, Organisation und außenpolitische Wirkungsmöglichkeiten der leitenden Beamten des Auswärtigen Dienstes 1921-1933*, in: *Das Diplomatische Korps 1871-1945*, hrsg. v. Klaus Schwabe, Boppard am Rhein 1985.

Daneben fällt auf, dass der Erzähler seine konsularische Tätigkeit mit dem Kolonialismus verknüpft indem er behauptet, aus der »Kolonial- und Konsulatssphäre« (S. 220) zu stammen und seine Spuren damit historisch verwischt. Der allein durch den Terminus ›Sphäre‹ provozierend vage Hinweis könnte auf die Herkunft des Erzählers aus den ehemaligen deutschen Kolonien, das heißt eine Abkunft von einer zur weißen Führungsschicht gehörenden Kolonialistenfamilie, oder aber auf eine Beschäftigung dort noch während der Kolonialzeit anspielen. Gegen Beides spricht jedoch, dass keine der ehemaligen deutschen Kolonien als Lebensstation Erwähnung findet. Möglicherweise handelt es sich daher eher um eine unbewusste geistige Selbstverortung im Feld kolonialrevisionistischer Debatten.<sup>47</sup> Seine ehemalige konsularische Tätigkeit jedenfalls stellt der Erzähler durch die Bündelung zu dem Begriffspaar einer Herkunft aus der »Kolonial- und Konsulatssphäre« in die Nähe kolonialistischer Bestrebungen, ohne das jedoch genauer zu erläutern. Inhaltlich knüpft er an den Kolonialismusdiskurs an, indem er die Frage nach der moralischen Berechtigung einer imperialistischen Hegemonie der europäischen über die nichteuropäischen Völker als Ausgangspunkt für breite Reflexionen über die Frage: »Was berechtigte diese Völker, die Übrigen zu leiten?« (S. 220) nimmt. Führt schon die Aufzählung der vielen über die ganze Erde verstreuten angeblichen Berufsstationen zu einer schillernden Unklarheit, so weicht der Hinweis auf die »Kolonialsphäre« die vermeintlich klare Berufsbezeichnung »Konsularbeamter« weiter auf.

Dies gilt umso mehr, als der Ich-Erzähler seinerzeit offenbar gar nicht ausschließlich im Konsulat tätig war. Vielmehr sei er, wie er wiederum einigermaßen dunkel formuliert, ein lebenslänglicher »Sachbearbeiter von Wirklichkeiten, Kenner des Körpers, des Krieges und des Todes«, ein »Vertreter mehrerer Berufe« gewesen, die er unter Anpassung an »bestimmte Aufgaben, Lieferungen, Verträge, konjunkturgegebene Lagen, ohne Raum für Schwärmerei« mit einigem Erfolg ausübt habe (S. 239).<sup>48</sup> Wir haben

<sup>47</sup> Vom Kolonialrevisionismus zeugen insbes.: Deutsches Kolonial-Lexikon, hrsg. v. Heinrich Schnee, Leipzig 1920; Das Buch der deutschen Kolonien, hrsg. unter Mitarb. der früheren Gouverneure von Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo, Deutsch-Neuguinea, mit e. Vorw. v. Heinrich Schnee, Leipzig 1937; Deutsche Kolonialpolitik in Dokumenten. Gedanken und Gestalten aus den letzten fünfzig Jahren, hrsg. u. eingel. v. Ernst Gerhard Jacob, mit e. Geleitw. v. Heinrich Schnee, Leipzig 1938. – Vgl. auch Horst Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, 2., verb. u. erg. Aufl., Paderborn, München, Wien, Zürich 1991. Zur Haltung der NSDAP zur Kolonialfrage vgl. Klaus Hildebrand, Vom Reich zum Weltreich. Hitler, NSDAP und koloniale Frage 1919-1945, München 1969.

<sup>48</sup> Vgl. aber auch die wiederum irritierende Information: »Das hatte mich durch alle Länder der Rasse [hier im Sinne der Art homo sapiens] gejagt, durch alle Lebensschichten und Berufe.« (S. 232).

es, soviel wird jedenfalls deutlich, keineswegs schlicht mit einem braven Konsularbeamten zu tun, vielmehr mit einem Tausendsassa, der, bald als Geschäftsmann, bald als Soldat, meist in den ersten gesellschaftlichen Kreisen verkehrte, noch kürzlich auf einer Fähre neben der »letzte[n] Romanow« (S. 239) saß und sich im übrigen als großer Frauenheld und Casanova rühmt, der »eine Österreicherin liebte, eine Tschechin, Rumänin, Belgierin, Dänin, eine Frau aus Kapstadt, ein Mischblut aus der Südsee, Russinnen an Küsten, Sunden, Salzseen, in vielen Landschaften und aus vielen Stämmen, in Ritzappartements und in Zelten« (ebd.).

Über dieses Leben kann man vieles sagen, bestimmt aber nicht, dass es ein »Durchschnittsleben« (ebd.) war. Wenn der Erzähler dennoch genau das behauptet, so enthüllt er mit seiner ironischen Abkehr von all den großartigen topographischen, sozialen und historischen Biographie-Partikeln den Materialcharakter dieser Bausteine und die Künstlichkeit und Beliebbarkeit der daraus potentiell generierbaren Erzählung. Gerade meint man schon, die Lebensgeschichte eines Angebers und Aufschneiders, Hochstaplers und Lügenbarons zu erahnen – und bekommt sie dann doch nicht geboten. Denn der Erzähler bedient das narrative Modell der Biographie nicht, vielmehr belässt er die Partikel im bloßen Status des Spielmaterials, lässt die bunten Bausteine erst funkeln und dann spöttisch fallen. Worauf es ihm in dieser Skizze seiner Vorvergangenheit nämlich im Gegenteil ganz offensichtlich ankommt, ist die Ausstellung seiner Verweigerung eines biographischen Erzählens. Gerade die Weinstube hätte der Ort sein können, an dem der nun zum Weinhausbesucher gewordene ehemalige Konsularbeamte an seiner Legende arbeitet, sie aufbauscht, ausphantasiert, damit angibt – allein: Weder der Ich-Erzähler noch der Weinhausbesucher spinnen Seemannsgarn.<sup>49</sup> Die Darstellung der Vor-Vergangenheit des Ich-Erzählers zeigt vielmehr vor allem eines: Der Erzähler ist ein Erzählverweigerer. Er erzählt keine Geschichten, er formt kein kohärentes, plastisches Selbstporträt. Anstelle einer subjektiven Lebensgeschichte interessiert ihn nur die geistige Haltung: Er war seinerzeit – vielleicht als »Konsularbeamter«, aber was tut das letztlich zur Sache!? – überall und nirgendwo, er war alles und nichts, er war eine Art globalisierender Nomade, anders

<sup>49</sup> In eben diesem Sinne sieht sich der Erzähler des *Roman des Phänotyp* mit seinen Erinnerungs- und Erzählmöglichkeiten im »völlige[n] Gegensatz zu Schifferkreisen«: »Mit welcher Wehmut denke ich oft der Seemänner, die ihr Garn spinnen in Grogstuben, wo die tabakgebräunten Kuttermodelle von der Decke hängen, aus der Welt der Segelschiffahrt und des Bordlebens, – Schnurren und Späße, ›Splissen und Knoten«, frei erzählt, große Fahrten, weit zurückliegend und doch mit harten Konturen als hirnlischer Gegenstand vorhanden – Lauter Perlen der Erinnerung!« (SW, Bd. IV, S. 404f.).

gesagt, eine intellektuelle Instanz, die von einem archimedischen Punkt außerhalb auf alle Welt blickte.

Diese Überschau reaktiviert unter Rekurs auf die Bilder (nicht die Geschichten) aus der Konsularzeit auch der Weinhausbesucher:

Da saß ich oft, hinter der Maske Bilder und Erinnerungen an vergangene Jahre, Erinnerungen an Tahitis schmalen Strand, die Hütten in den Brotfruchtbäumen, an die so süße und kühle Frucht der Nüsse und an die nie schweigende Dünung vor den Riffen; Bilder vom Broadway, noch immer im Feuer der Prärie, brandige Sonnenuntergänge am Horizont der Gassen, Erinnerungen und Bilder an alte und neue Welten, Rothäute, braune Perlentaucher, gelbe Schatten. (S. 221)

Wie die Bausteine seiner vermeintlichen konsularischen Laufbahn haben auch diese imaginären Rückblicke des Weinhausbesuchers auf seine exotischen Vor-Erfahrungen nicht so sehr den Status genauer Erinnerungen, sondern bedienen sich eher allgemeiner klassischer Stereotypen, die, wie etwa der Tahiti-Mythos, seit gut anderthalb Jahrhunderten in der europäischen Kultur tradiert werden und die die neuere Kulturindustrie auf der Leinwand verbreitet (»Broadway«, »Sonnenuntergänge«). Die bunten Bilder fügen sich zu einer aus plakativen, leerformelhaften Filmeinstellungen komponierten exotistischen »Kulturrevue« (S. 221) in Hochglanzqualität. Der Weinhausbesucher taucht in sein »inneres Kino« über edle Wilde jedoch nicht ein, um sich in der Fremde zu verlieren, sondern um einen umso genaueren ethnologischen und genealogischen Blick auf das Eigene zu werfen:

Es waren keineswegs Romantik, Rousseau'sche Rückstände, ästhetische Lamentos, die hinter diesen Bildern standen, nein, es war im Gegenteil die Vision der hellen Rasse, deren Tragödie ich in mir trug, deren Abgründe ich gefühlt hatte, als deren Vertreter ich überall erschienen war, nun hatte meine Rückkehr zu ihr und der inzwischen von ihr so betonte Begriff der Geschichte dazu geführt, sie selber entwicklungsmäßig zu betrachten, ihren Verlauf zu chiffrieren, ihrer Vergangenheit nachzufühlen[.] (S. 221)

Der aus der Fremde zurückgekehrte Weinhausbesucher sieht sich also als einen herausragenden, tragischen Vertreter der Weißen, deren »geistige[] Lage« (S. 220) er, geschult am Anderen, nun umso klarer zu erkennen meint und deren entwicklungsgeschichtliches Potential ihm offenbar Anlass zur Sorge gibt.

## III

Blickt man im Lichte der Vor-Vergangenheit auf die Weinhaus-Episode, so fällt zunächst eine Leerstelle auf: Wie es zu dem abrupten Wechsel vom Leben eines Weltenbummlers zwischen high society und Einsamkeits-idylle zu dem allabendlichen Versacken im Weinhaus einer deutschen Durchschnittsstadt kommen konnte, wird in der Erzählung bezeichnenderweise gar nicht thematisiert, geschweige denn ausfabuliert. Im Gegenteil versucht der Ich-Erzähler diesen Bruch durch die Behauptung von Kontinuitäten wie etwa das angeblich noch nie vorhandene Berufsinteresse zu kaschieren. Gerade dieses hat vermutlich auch die entlastende Funktion eines Selbstschutzes angesichts einer narzisstischen Kränkung, denn der Ich-Erzähler, früher auf der großen Weltbühne tätig, ist in der *Weinhaus*-Gegenwart gewissermaßen auf dem Abstellgleis gelandet. Zwar ist er noch berufstätig, es bleibt aber völlig offen, welcher Beschäftigung er nachgeht.<sup>50</sup> Da er sich ganz offensichtlich nicht in Berlin, wo das Auswärtige Amt seinen Sitz hat, aufhält, kann man spekulieren, dass der wenig systemkonforme Konsularbeamte möglicherweise längst aus dem Außendienst zurückberufen und beurlaubt wurde<sup>51</sup> und nun in der heimatlichen Provinz ein unauffällig-verstecktes Leben führt und sich mit irgendeiner vermutlich in einem Büro ausgeübten Erwerbstätigkeit über Wasser hält.<sup>52</sup>

Nicht um dieser wohl wenig glanzvollen äußeren Lebensumstände willen erinnert sich der Erzähler an die *Weinhaus*-Zeit, sondern der Reflexionen wegen, die er damals in jener Weinstube anstellte, jedoch mit niemandem kommunizieren konnte oder wollte und um deren erinnernde Wiedergabe es ihm nun in erster Linie geht, wie er nicht zuletzt im letzten Absatz der Erzählung zu erkennen gibt: »Das waren meine Gedanken in jenem Frühling.« (S. 240) Dennoch ist auch der Rahmen, in dem diese Gedanken entstanden, sehr genau gestaltet.

Mit seinen »hunderttausend Bewohnern, drei Straßen, auf denen sich alles traf, dem halben Dutzend Restaurants, wo sich alles wiedersah, eini-

<sup>50</sup> Fälschlicherweise als einen »Pensionär« bezeichnet den Weinhausbesucher Pauler, Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 125; vgl. aber die Bemerkung des Weinhausbesuchers: »Ich füllte tagsüber meinen Beruf aus, soll ich abends noch eine besondere Tätigkeit für das Weltall entfalten?« (S. 225).

<sup>51</sup> Zumindest für die Aufnahme in den Auswärtigen Dienst wurde »[w]ährend des »Dritten Reiches«, insbesondere seit 1938 [...] die Bindung an die NSDAP ein weiteres Kriterium« (Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes, Anm. 45, S. XXXVI).

<sup>52</sup> Dass es sich um eine Bürotätigkeit handelt, kann man ex negativo aus der Idealvorstellung des Ich von einem untätigen Leben schließen: »Kein Büro, kein pünktlicher Dienstbeginn, kein Bezugszeichen links oben auf den Akten.« (S. 225).

gen Grünflächen, im März mit Krokus, im Herbst mit Geranium stimmungsvoll aufgeheitert« ist der durch und durch mittelmäßige Ort, in dem der Weinhausbesucher lebt, von biederer Überschaubarkeit und trister, nur mühsam mit langweiligen Blumen aufgemunterter Beschränktheit und erscheint ihm dennoch »ganz besonders bemerkenswert« (S. 220). Erstaunlicherweise fühlt er sich hier nämlich näher »an den bürgerlichen und menschlichen Kern einer Gemeinschaft«, an ihren »geschichtlichen Kern«, herangetragen als je zuvor und dazu aufgefordert, den eingeübten ethnologischen Blick nun zu einer breiten Reflexion über die ihn seit jeher interessierende »geistige Lage der weißen Völker« ins Grundsätzliche auszuweiten (ebd.).

Entscheidend ist, dass er zwar über die ihn umgebende bürgerliche Gemeinschaft nachdenken, jedoch nicht an ihr teilhaben will. Seine Alltagsgestaltung ist vielmehr bestimmt von Rückzugsbedürfnis. So lebt der Weinhausbesucher in einer dunklen, weltabgewandten, zur Hofseite liegenden Wohnung, »um verborgen zu bleiben« (ebd.). Innere Distanzierung und Abschottung bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung einer perfekten Fassade sind die beiden Säulen seines ›Doppellebens‹. Immer darauf bedacht, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen tadellos nachzukommen<sup>53</sup> lebt er gemäß dem Motto: »Sehr höflich [...] aber möglichst selten, und nie unvorbereitet.« (ebd.).

Gegenüber der Vorgeschichte aus der konsularischen Epoche ist die erzählte Zeit auf der *Weinhaus*-Ebene nun extrem konzentriert: Erstreckte sich Erstere über Jahre, ja, Jahrzehnte, so geht es nun um einen Frühling, über weite Strecken um einen einzigen Abend in diesem Frühling. Auch der Handlungsraum selbst steht in denkbar größtem Kontrast zur ehemaligen Weltenbummelei: War der Konsularbeamte überall, so beschränkt sich die Lebenswelt des Weinhausbesuchers beinahe ausschließlich auf das einem Kabinett oder Labor gleichende Weinhaus. Schauplatz im *Weinhaus Wolf* ist nicht die öffentliche Bühne etwa der »Gesellschaftsabende«, auch nicht die höhlenartige Wohnung, sondern beinahe ausschließlich (mit der Ausnahme eines einzigen Spaziergangs, auf den zurückzukommen sein wird) das titelgebende Lokal, ein Ort, der als Gasthaus auf der Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Raum, zwischen Innen- und Außen-

<sup>53</sup> Vgl. »Zu den Gesellschaftsabenden ging ich regelmäßig, erhob das Glas auf das Wohl der Herren, besprach mit den Damen die zur Diskussion stehenden Themen und ließ das Blumenmädchen nicht vorbei, ohne den Strauß der Jahreszeit für meine Nachbarin zu entnehmen.« (S. 219) Das Ende der Erzählung nimmt diese Formulierung rahmend wieder auf: »Öffne Deine Blicke nur der Nacht, des Tags erhebe das Glas auf das Wohl der Herren, besprich mit den Damen die zur Diskussion stehenden Themen und laß das Blumenmädchen nicht vorbei, entnimm ihm Sträuße.« (S. 240f.).

welt liegt. Es handelt sich dabei um eine wiederum eigentümlich unklar beschriebene »kleine Weinstube« (S. 220), die zugleich doch auch einmal als »Saal« (S. 227) bezeichnet wird, möbliert mit Bänken, die »mit Tuch bezogen, immer je zwei zu einer Kabine gruppiert« (S. 231) sich gegenüberstehen, dazu kommen an anderer Stelle »Lehnsessel« (S. 227), aber auch »Stahlstühle« (S. 234). Geführt wird das Weinhaus jedenfalls von einer Wirtin, die »ihre Leute« – »alles Stammpublikum« – kennt und gelegentlich das Wort an sie richtet: »eine angenehme Frau« (S. 220f.).

In dieses Weinhaus kehrt der Weinhausbesucher »des Abends häufig« (S. 220) auf einen Dämmerchoppen, eine »Spätlese« (S. 230) ein, um über seine »Grundfrage« (S. 220) nachzusinnen. Dass er dazu trotz seines Rückzugsbedürfnisses überhaupt einen Raum aufsucht, den er mit anderen teilen muss, findet der Erzähler offensichtlich auch selbst erklärungsbedürftig. Er begründet dies damit, dass seine alte Frage nach dem kultur- und evolutionsgeschichtlichen Stand der weißen Völker sich einer ungeahnten Popularität erfreue, denn »Sie [die weißen Völker] verwiesen neuerdings viel auf ihre Geschichte. [...] Sie verwiesen weiter auf ihr Herrentum – Herrenrasse« (ebd.). Elemente seiner eigenen Überlegungen sieht er also in der aktuellen nationalsozialistischen Propaganda auftauchen, wo sie Teil einer offiziellen Ideologie geworden sind. Dies fordert ihn nicht nur zu einer abgrenzenden Schärfung der eigenen Thesen heraus, sondern auch zu einem neuen Blick auf den Gegenstand der Debatte, also auf die Vertreter der »Herrenrasse«. Deshalb leitet der Ich-Erzähler nicht zufällig, sondern sehr genau gesetzt von den Begriffen »Herrentum – Herrenrasse« mit der Frage »gut, also wer waren diese Herren?« (ebd.) zur Beschreibung seiner Abende im Weinhaus über: Im Weinhaus sitzt der Weinhausbesucher, um die »Herren« dieser »Herrenrasse« ins Auge zu nehmen.<sup>54</sup> Ganz im Gegensatz zu Hermann Kesten, der sich von den Nazis aus der Kaffeehausidylle vertrieben sieht, ist es im *Weinhaus Wolf* also gerade der selbsterteilte Auftrag, etwas über die Zeitgenossen als Bezugsobjekte der »Herrenrasse«-Ideologie herauszufinden, der den Weinhausbesucher seinem Abschottungsbedürfnis ungeachtet in die menschliche Gemeinschaft im Gasthaus treibt, wo er neben einer kontemplativen Grundstimmung zugleich das Anschauungsmaterial vorfindet, das er »beobachten« (S. 220) und an dem er sich mental abarbeiten kann.

Konkret sind es insbesondere »drei Herren« (S. 222), die er beobachtet und belauscht. Sie sitzen am Nebentisch und essen »Ragout aus Muscheln«

<sup>54</sup> Diese textinterne Motivation übersieht Pauler (Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 126) wenn er sich darüber wundert, dass »ausgerechnet« die Weinstube zum Ort des Nachdenkens wird.

(ebd.). Mit spürbarem Ekel registriert der Weinhausbesucher die Rituale der Nahrungsaufnahme, der Toilettengänge, des Konsums diverser Genussmittel, der banalen Sprücheklopferei, der ihm als »völlig ausweglos« (S. 231) erscheinenden Gespräche. Diese drei Herren sind gut aufgelegt und versenken sich nicht einsam jeder für sich in Bilder, sondern erzählen einander etwas.<sup>55</sup> Abwertend tituliert der Weinhausbesucher die »Geschäftsfreunde« als »Gegenwartserwählte, Genossen, Geschichtsträger« (S. 225). Sie sind nach seiner Auffassung also diejenigen, die die Gegenwart als Handlungsträger »erwählt« hat, sie erfüllen eifrig ihre Aufgabe in der gegenwärtigen Gesellschaft, verbrüdern sich fröhlich zu »Genossen« und werden so wie selbstverständlich zu »Geschichtsträgern«, zu einem Rädchen in dem von ihnen unbegriffenen historischen Prozess. Im Typus des »Gegenwartserwählten« hat der Weinhausbesucher sein Feindbild gefunden, denn er ist nicht nur im Unterschied zum Ich-Erzähler ein unreflektierter Geschichtenerzähler, sondern zugleich auch ein blinder Erfüllungsgehilfe der Geschichte.

Als »Gegenwartserwählte« erscheinen dem Weinhausbesucher jedoch nicht nur die drei Herren, sondern auch andere Gäste,<sup>56</sup> über deren geradlinige Lebensläufe er erstaunlich gut informiert ist: So weiß er, aus welcher bedeutenden Militärfamilie »der hervorragende Graukopf, ein alter Oberst« stammt, ihm ist klar, dass der »Stille am Hochburgunder« tagsüber ein äußerst erfolgreicher Lebensversicherer ist und er kennt auch die im Lehnstuhl sitzende »Persönlichkeit des wissenschaftlichen Gedankenkreises« als einen Verfechter der Ableitungstheorie (S. 227). Auffälligerweise nennt der Erzähler auch hier, wie in der ganzen Erzählung, keine Eigenamen, sondern belässt es bei der Benennung äußerlicher, habitueller, intellektueller und beruflicher Typen: Nicht nur der Konsularbeamte bzw. der Weinhausbesucher, auch die anderen Figuren der Erzählung haben keinen Namen und kein Gesicht.

Woher der Weinhausbesucher seine Informationen über die anderen Gäste überhaupt hat, wird nicht deutlich, denn er scheint nicht bzw. nicht mehr mit ihnen zu sprechen.<sup>57</sup> Ausgangspunkt des einzigen kurzen Dialogs der Erzählung zwischen der Wirtin und dem Weinhausbesucher ist

<sup>55</sup> Sie »erzählten, scherzten mit der Wirtin, ein heiterer Kreis« (S. 222).

<sup>56</sup> Aus der Situation – das Ich und die Wirtin lassen ihre Blicke über »die einzelnen Gruppen und Tische« (S. 227) schweifen und dabei geraten die drei im folgenden beschriebenen Gäste nacheinander in den Blick – wird deutlich, dass es sich diesmal nicht um die Gruppe der drei Herren, handelt, sondern um andere Besucher, die offenbar ebenfalls zum Stammpublikum des Weinhauses gehören.

<sup>57</sup> Auf vergangene kommunikative Akte mit nicht näher bestimmten Personen verweist das Ich mit der Formulierung: »Nein, antwortete ich, solange ich noch antwortete« (S. 232).

denn auch die hartnäckige Schweigsamkeit des Letzteren, die ihn den anderen Gästen, die ihn also ganz offensichtlich ebenfalls beobachten, längst verdächtig gemacht hat. Dass er durch sein Schweigen geradezu »untätig« (S. 225) wirke, so die von der Wirtin übermittelte Rückmeldung, löst bei ihm eine Reflexion über den Begriff der Tätigkeit aus.<sup>58</sup> Seine Weigerung, sich der Geselligkeit im Lokal anzuschließen und dadurch sein Einverständnis mit den »Gegenwartserwählten« zu erkennen zu geben, nehmen ihm die Herren natürlich übel – der Weinhausbesucher hingegen betrachtet dies offenbar als eine Form des Widerstands.

Hatte der Erzähler bei der Darstellung der Konsularzeit seine Verweigerung tradierter narrativer Mustern inszeniert, so stilisiert er sich im Weinhausbesucher als eine Antifigur, als einen körper-, gesichts- und namenlosen, starren und stummen Beobachter, der als Augenzeuge des sichtbaren Falschen und Sprachrohr des unsichtbaren Wahren zu agieren vorgibt und als gesellschaftlicher Verweigerer wahrgenommen wird.

#### IV

Tatsächlich haben die »Gegenwartserwählten« mit ihrer Frage nach der Untätigkeit des Weinhausbesuchers ins Schwarze getroffen. Er fühlt sich geradezu ertappt, denn »Untätigkeit bei günstigen äußeren Lebensbedingungen« ist »in der Tat« sein Ideal (S. 225).<sup>59</sup> Wie der Erzähler ein Erzählverweigerer ist, so ist der Weinhausbesucher nicht nur ein Kommunikations-, sondern auch ein Tätigkeitsverweigerer. Sein Untätigkeitsideal meint zunächst ganz konkret die Befreiung von jeglicher Verpflichtung zu einem regelmäßigen Büroalltag, denn ein bürgerliches Berufsleben lehnt der ehemalige Konsularbeamte nun im Grunde vollkommen ab. Dabei erscheint ihm das, »was diese hier handeln nannten, Tätigkeit« im Gegenteil gerade als »Vagabondage«, also Herumtreiberei, als »Freiluftstil«, das heißt eine letztlich luxuriöse Form des Müßiggangs. Zugleich gilt Tätigkeit ihm als Ausdruck eines blinden Sicheinfügens in eine negativ konnotierte »Soziologie« (S. 228).

Diese Einschätzungen weisen ins Zentrum der geschichtsphilosophischen und anthropologischen Theorien des Weinhausbesuchers. Sie basieren auf der Überzeugung, dass sich die »weißen Völker« in zwei Gruppen,

<sup>58</sup> »Ich war aufgestört, – tätig? – untätig?« (S. 226); »Ich füllte tagsüber meinen Beruf aus, soll ich abends noch eine besondere Tätigkeit für das Weltall entfalten?« (S. 225).

<sup>59</sup> Dieses Ideal teilt der Protagonist mit dem Autor, vgl. Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 263, (31.1.1936).

»die handelnden und die tiefen«, unterteilen ließen (S. 229). Während sich die Einen, die Handelnden (das heißt die »Gegenwartserwählten«) der Natur, dem Leben und der Geschichte verschrieben hätten, strebten die Anderen, die Tiefen (wie der Weinhausbesucher selbst) nach dem Geist und der Kunst.<sup>60</sup> Während erstere noch verblendet der Auffassung anhängen, dass der Geist dem Leben diene,<sup>61</sup> hätten letztere dessen »antinaturalistische Funktion« (S. 230 u. 238) erkannt. Während erstere handelten, einem »natürlichen Weltbild« anhängen und sich in die Geschichte einzuschreiben versuchten (S. 235 u. 239), beobachteten letztere lediglich – dabei dem Motto »Nur nicht handeln!« (S. 240) folgend – wie der Geist, der »Gegenspieler der platten Vernünftigkeit« (S. 239) sich aus der Geschichte löse. Untätigkeit versteht der Weinhausbesucher folglich als eine hoch reflektierte Haltung des Erkennenden, der weiß, dass es in der gegebenen Situation, der »finalen Gegenwart« (S. 240), nichts zu tun gibt: »Lebe und beobachte es zu Ende« (S. 241).

Gegen das Tätigsein, das ›Geschäfte-und-Geschichte-Machen‹ setzt der Weinhausbesucher zudem – und das ist die zweite Dimension seines Untätigkeitsideals – eine Art von kreativer Kontemplation. Er peilt eine »große Vergeudung der Stunden« an, eine lauerrnde Form des Harrens auf ›Beute, nämlich auf ›Eindrücke, Träume«, er strebt nach einem »Sichauslegen mit Wurm und Angel, etwas anbeißen lassen« (S. 226).<sup>62</sup> Seine Untätigkeit versteht der Weinhausbesucher somit zugleich als eine antihistorische und als eine ästhetische Praxis.

Diese Praxis besteht vor allem im Warten, nicht in einer hungrigen Suche, die der Weinhausbesucher längst hinter sich hat.<sup>63</sup> Eine derartige Rastlosigkeit ist vielmehr charakteristisch für einen anderen Typus, von dem der Weinhausbesucher sich explizit abgrenzt: für den »Steppenwolf« (S. 226). Während der Steppenwolf in Hermann Hesses gleichnamigem

<sup>60</sup> Diese philosophischen Reflexionen stehen unverkennbar in der Tradition Schelers, vgl. Max Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, München 1947 [zuerst 1928]; zu Bennis Scheler-Rezeption vgl. Miller, *Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs*, Anm. 31, S. 178–188 u. Marcus Hahn, *Die Stellung des Gehirns im Leben. Gottfried Benn und die philosophische Anthropologie Max Schelers*, in: *Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik*, hrsg. v. Ulrich Bröckling, Benjamin Bühler, Marcus Hahn, Matthias Schöning, Manfred Weinberg, Tübingen 2004, S. 87–110.

<sup>61</sup> Vgl. S. 224 u. 232.

<sup>62</sup> Auch hier handelt es sich um eine aus Bennis Briefen in den Text einmontierte Bemerkung, die sich allerdings auf ein anderes Lokal bezieht: »Vielleicht in Stadthalle nachmittags Angel u. Wurm auslegen, um zu fischen u. zu fangen.« (Gottfried Benn an Elinor Büller, Nr. 233 [14.5.1937]).

<sup>63</sup> Auf sein unruhiges Vorleben zurückblickend spricht das Ich davon, dass es »durch alle Länder der Rasse gejagt« sei (S. 232).

Roman – ebenfalls ein eifriger Kneipengänger, der schon zu Beginn der Handlung gern im »Gasthaus zum Stahlhelm« viel »Elsässer« trinkt<sup>64</sup> – den Auftrag hat, »das Wagnis der Menschwerdung zu versuchen« und als Genie zwischen den widerstreitenden Prinzipien Natur und Geist eine »gefährliche Brücke« zu bilden,<sup>65</sup> hat der ›Weinhaus-Wolf‹<sup>66</sup> mit dieser Möglichkeit abgeschlossen, denn eine Brücke zwischen Geist und Natur kann es seiner Auffassung nach gar nicht geben.<sup>67</sup>

Daraus ergibt sich notwendig auch ein unterschiedliches Verhältnis der Beiden zur Natur, insbesondere zur Triebnatur des Menschen: Während Hesses *Steppenwolf* durch Hermine und Maria an die Welt der »Spiele und Beglückungen der Sinne« systematisch herangeführt wird,<sup>68</sup> streifen die Gedanken von Benns Weinhausbesucher Sexuelles nur einmal flüchtig auf einem Spaziergang vor der Stadt. In dieser einzigen Szene aus der *Weinhaus-Zeit*, die nicht im Gasthaus spielt, verdichten sich die schwüle, dumpfe Frühlingsluft eines verhangenen Nachmittags und die knospenden Kastanienblüten auf seltsame Weise mit den herumspazierenden Bewohnern einer »Anstalt«. Ihr »Kriechen, scheuer Schritt, Stottern und Suchen mit Krücken« verstärkt im Weinhausbesucher den Eindruck, dass »alles sank, was sich erhoben hatte, alles bannte sich dem Niederen zu« (S. 231). Auf diesen geballten Eindruck des Kreatürlichen reagiert er mit heftigem Trieb-

<sup>64</sup> Hermann Hesse, *Der Steppenwolf*, Frankfurt/M. 1974, S. 31 u. 173-175. Eine Anspielung Hesses Roman vermutet auch, ohne die Idee weiter zu verfolgen und unter dem irreführenden Hinweis auf die vermeintliche Nichtzugehörigkeit des *Steppenwolfs* zur Gattung Roman: Pauler, Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 128.

<sup>65</sup> Hesse, *Steppenwolf*, Anm. 64, S. 69.

<sup>66</sup> Auch wenn man aufgrund der autobiographischen Hintergrundinformationen das *Weinhaus Wolf* zu kennen meint, fällt doch auf, dass nur im Titel der Erzählung von einem *Weinhaus Wolf* die Rede ist. In der Erzählung selbst taucht der Terminus oder Name ›Wolf‹ als selbständiger Begriff gar nicht mehr auf, sondern nur noch in der Wortverbindung »Steppenwolf«; vielleicht also handelt die Geschichte von einem ›Weinhaus-Wolf‹, einem Wolf im Schafspelz, der nach innen mit den Zähnen fletscht? Diese Interpretation könnte sich auch auf einen autobiographischen Hinweis stützen, denn Benn selbst hat sich in der hannoverschen Zeit als Wolf im Schafspelz gesehen, vgl. Gottfried Benn an Tilly Wedekind, Nr. 400 (27.10.1936).

<sup>67</sup> Die Frage nach der »Brücke« steht im *Steppenwolf* wie im *Weinhaus Wolf* im Zeichen von Nietzsches Gedicht »An der Brücke stand | jüngst ich in brauner Nacht« (Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, in: *Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Der Antichrist. Ecce homo. Dionysos-Dithyramben. Nietzsche contra Wagner. Kritische Studienausgabe*, hrsg. v. Giorgio Colli, Mazzino Montinari, 2. durchges. Aufl., München 1988, Bd. 6, S. 291; vgl. Hesse, *Steppenwolf*, Anm. 64, S. 77; *Weinhaus Wolf*, Anm. 14, S. 237. – Die unterschiedliche Einschätzung des Verhältnisses von Geist und Leben wird auch an der Traumsequenz deutlich, die Benn quasi als Antwort auf Harry Hallers Besuch im »Magischen Theater« einbaut; vgl. *Weinhaus Wolf*, S. 235f. u. Hesse, *Steppenwolf*, Anm. 64, S. 211-213.

<sup>68</sup> Hesse, *Steppenwolf*, Anm. 64, S. 152.

verlangen: »Vermischung, rief es auch in mir« (ebd.). Den ›Ruf der Natur‹ unterdrückt das Ich jedoch, sich selbst streng zur Ordnung rufend, und führt sich unter Memorierung einiger imperativer Formeln auf den rechten Weg, den Weg des Geistes, zurück: »[W]er sich beugt, was kann der noch tragen, wer sich *diesem* beugt« (ebd.).

Ähnlich wie sein intertextueller, intellektueller Gegentypus Steppenwolf ist auch der ›Weinhaus-Wolf‹ nicht nur ein Einsiedler, der seine möglicherweise »tatsächlich« vorhandenen »morbide[n] Züge« (S. 225) einräumt und sich an Debatten erinnert, in denen ihm vorgeworfen worden war, dass aus ihm »die Zersetzung« (S. 232) spreche. Er ist, wie er anlässlich des Untätigkeitsvorwurfes nun zugibt, zudem auch ein verhinderter Künstler. Ursprünglich habe er Schriftsteller, Romancier, werden wollen, was jedoch an seiner ihm selbst unleserlichen Handschrift und an seiner anti-historischen, statischen Auffassung von Sprache gescheitert sei.<sup>69</sup> Auch wenn diese Begründungen, zumindest die erste der beiden, nicht einleuchten und nur vorgeschoben sind, scheint es sich keineswegs lediglich um einen »Witz« zu handeln.<sup>70</sup> Vielmehr führt das mit einiger Sorge vorgebrachte Geständnis<sup>71</sup> ins Zentrum seines Doppellebens: Verborgener hinter der »Maske« (S. 221) liegen nicht nur die Bilder aus Tahiti, sondern mehr noch Visionen einer ästhetischen Anthropologie, die den Menschen als Geistwesen und Wortkünstler bestimmt:

Das Wesen des Menschen ist die Gestaltungssphäre. Nur in der Gestaltungssphäre wird der Mensch erkenntlich, nur in ihr werden die Gründe und Hintergründe seiner Erschaffung klar, nur aus ihr seine Tierreihenstellung deutlich. Fläche in Tiefe überführen, Worte durch Beziehung und anordnendes Verwenden zu einer geistigen Welt eröffnen, Laute aneinander ketten, bis sie sich halten und Unzerstörbares besingen, dies ist ihre Tat. (S. 223f.)

<sup>69</sup> Vgl. S. 225. – Möglicherweise handelt es sich bei dem Hinweis des Ich, dass seiner Überzeugung nach das Wort keine Zeit enthalte und er daher keine Romane schreiben könne, um eine implizite Abgrenzung auf den am Vorabend des Ersten Weltkrieges spielenden ›Zeitroman‹ *Der Zauberberg* von Thomas Mann; auch der Weinhausbesucher bilanziert eine Epoche und sieht den Zweiten Weltkrieg voraus (vgl. S. 225).

<sup>70</sup> Als »Witz« liest den Hinweis auf die geplante Schriftstellerkarriere Pauler, Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 128. Dagegen deutet Martini (Gottfried Benn, Anm. 36, S. 487f.) die Begründung des Weinhausbesuchers für das Scheitern seiner Romanpläne als Kern von Benns Autorpoetik, die auf »Entzeitlichung« und »Entwicklung« ziele und gegen die Linearität des traditionellen Romans ein »autonomes künstliches Gewebe« setze.

<sup>71</sup> »Sollten sie dies von meiner Stirne ablesen? Ich erschrak. Wenn sie noch Tieferes erblickten?« (S. 225).

Die »Tat«, auf die es ankommt, ist also die Errichtung einer geistigen Welt durch Sprache; die handelnde »Tätigkeit« in Geschäft und Geschichte hingegen ist Ausdruck schieren Verstricktseins. Damit ist die Untätigkeit des Weinhausbesuchers alles andere als harmlos, aus ihr spricht vielmehr, wie die anderen Gäste ganz offensichtlich spüren, eine arrogante Ablehnung und der elitäre Selbstanspruch eines geistigen Sehertums. Der Weinhausbesucher verachtet die anderen Gäste, die über den »Rhein« und »Amerika« (S. 231) reden (eine Gesprächsthematik, zu der er als ehemaliger Konsularbeamter mühelos etwas beitragen könnte) und verschanzt sich hinter seinem Schweigen; dabei ist er davon überzeugt, dass aus ihm, dem Vordenker einer ästhetischen Anthropologie und überzeugten Nichthandelnden nichts weniger als »der abendländische Geist« (S. 232) selbst spricht.

## V

Wie verhält sich dieser Geist nun zum politischen Tagesgeschehen? Der Ich-Erzähler liefert keine politische Analyse und Kritik des Nationalsozialismus, der Weinhausbesucher ist kein antifaschistischer Widerstandskämpfer und seine Haltung der Untätigkeit basiert im Kern nicht auf seinen Erfahrungen im ›Dritten Reich‹. Ausgehend von Nietzsche und in implizitem Rückgriff unter anderem auf die paläontologischen, natur- und menscheitsgeschichtlichen Ansätze Edgar Dacqués, Oswald Spenglers und Kurt Breysigs entwickelt er eine sehr allgemeine theoretische, von der Tagespolitik unabhängige Perspektive auf die abendländische Kulturgeschichte als einer kurz vor dem Endpunkt angelangten kontingenten Verfallsgeschichte und zieht daraus die Konsequenz einer Handlungsverweigerung.<sup>72</sup> Die »weiße Rasse« differenziert der Weinhausbesucher in problematischer Weise unter Rückgriff auf den der Rassentheorie entnommenen Terminus der ›Degeneration‹ in angeblich höher und niedriger stehende Völker. Der Blickwinkel ist der einer biologistisch fundierten Geschichtsphilosophie. Keine Rolle spielen bei diesen Überlegungen die Differenzen zwischen den konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen etwa der Weimarer Republik und denjenigen des ›Dritten Reichs‹.<sup>73</sup> Zeittypische

<sup>72</sup> Vgl. dazu die Kontextualisierungen von Miller, Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs, Anm. 31.

<sup>73</sup> Vgl. S. 229f. Auf diese Ignoranz des Ich gegenüber der Zeitgeschichte zugunsten einer Konzentration auf die Geschichte des Abendlands und der »weißen Rasse« weisen auch hin Pauler (Schönheit und Abstraktion, Anm. 33, S. 127) sowie Schärf (Der Unberührbare, Anm. 32, S. 277f.). Die diesbezüglichen Hinweise von Schärf scheinen aufgrund der Gleichsetzung der Positionen des Protagonisten und Erzählers des *Weinhaus*-Textes mit denjenigen

Vokabeln des Nationalsozialismus weist der Text abgesehen vom zitierten Terminus der »Herrenrasse« (S. 220), einer ironisch-abgrenzenden Bezugnahme auf die »Blut und Boden«-Ideologie (S. 233) und einem vagen Hinweis auf »Propaganda« (S. 239) kaum auf.

Und dennoch scheint die Zeit des Nationalsozialismus nicht zufällig die »finale Gegenwart« (S. 238), der Endpunkt der ins Auge gefassten Entwicklung zu sein. Denn das Weinhaus ist keineswegs eine »Insel der Geschichtslosigkeit«;<sup>74</sup> vielmehr formt der Weinhausbesucher es sich vor seinem kontemplativen Auge zu einem polemischen Bild, in dem es, »[g]raphisch dargestellt« die »geschichtliche Welt« geradezu symbolisiert (S. 233). In diesem allegorisierenden Bewusstseinsakt verdichtet sich nicht nur die gedankliche Substanz des Textes, zugleich wird hier auch ihr novelistischer Kern, die unerhörte Begebenheit, sichtbar.

Ausgangspunkt ist eine Reflexion über die Natur. Im Anschluss an die »moderne Lebenslehre« (S. 233), das heißt die Biologie, und in Übereinstimmung mit einer seit der Antike üblichen Unterteilung gliedert der Weinhausbesucher die Natur in Unbelebtes und Belebtes, in Anorganisches und Organisches. In den diesbezüglichen wissenschaftstheoretischen Debatten ist seit jeher die Frage entscheidend, ob es zwischen organischer und anorganischer Natur Übergänge gibt oder ob sie als qualitativ getrennt begriffen werden müssen.<sup>75</sup> Der Weinhausbesucher erweist sich als Anhänger der zweiten Auffassung und hält in impliziter Abgrenzung zum Monismus etwa Ernst Haeckels fest,<sup>76</sup> dass es sich um »zwei rückverbundene Ausdrucksformen einer höheren Einheit« handle, »zwischen denen es keine Übergänge und Ableitungen, keine ›Entstehung‹ des Lebens ›aus«

Benns problematisch. Überzogen und in der Sache wenig weiterführend ist in diesem Zusammenhang insbesondere Schärfs Behauptung, Benn betreibe im *Weinhaus Wolf* mit der Idee eines »artistischen Führerstatus« und einer »artistischen Menschheitsavantgarde« keinen »Anti- sondern Hyperfaschismus, und man darf angesichts solcher Perspektiven schon die Frage stellen: Ist das bloß politische Naivität oder schon eine Form der Geisteskrankheit?« (ebd., S. 278).

<sup>74</sup> So Helmut Lethen, *Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit*, Berlin 2006, S. 205; korrigiert werden muss auch ein Lesefehler: Gesagt wird nicht: »Propaganda kann ›Exkrementen in Maiglöckchen verwandeln« (ebd.), sondern im Gegenteil: auch das zeitgebundene Erkennen, an das sich das Ich gebunden weiß, sagt: »keine Propaganda kann Exkrementen in Maiglöckchen verwandeln« (S. 239).

<sup>75</sup> Schon Aristoteles nimmt Zwischenglieder zwischen dem Unbelebten und dem Belebten an, vgl. Arthur O. Lovejoy, *Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens*, Frankfurt/M. 1993 [zuerst 1936], S. 74; einen zeitgenössisch aktuellen Ausdruck findet die Debatte etwa in der Neubegründung des Vitalismus durch Hans Driesch; zu Benns Driesch-Rezeption vgl. die Hinweise bei Miller, *Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs*, Anm. 31.

<sup>76</sup> Vgl. dazu Paul Ziche (Hrsg.), *Monismus um 1900. Wissenschaftskultur und Weltanschauung*, Berlin 2000.

dem Anorganischen gibt oder gab, es sind zwei Kreise, zwei Ausdrucksformen« (S. 233f.). Der Protagonist ist damit Schüler des Paläontologen und Mythentheoretikers Edgar Dacqué, der Anorganisches und Organisches ebenfalls als »zwei Wesensbezirke der Natur« betrachtet, zwischen denen die Grenze »unüberschreitbar« sei: »beide Sphären sind zweiseitiger Ausdruck für eine innere, höhere, übergeordnete Einheit«.77 Für seine radikale Abkehr vom mechanistisch-deterministischen Zeitgeist und der darwinistischen Annahme einer allmählichen Evolution des Menschen aus dem Tierreich, sowie vermutlich auch aufgrund seiner unwissenschaftlichen intuitiven, metaphysischen Arbeitsmethode wurde Dacqué vom akademischen Betrieb ausgegrenzt.78 Darauf spielt der Weinhausbesucher an, wenn er betont, dass man für die Überzeugung von den zwei unabhängigen Ausdrucksformen des Anorganischen und Organischen »[b]is vor kurzem [...] seinen Lehrstuhl verlor« (S. 234).79 Dies habe sich geändert: Die Lehre von der grundsätzlichen Verschiedenheit der toten Materie und des Lebendigen sei auf dem Wege »Allgemeingut« (S. 234) zu werden. Nun jedoch habe sich ein neues Denk-, oder besser gesagt Lehrverbot etabliert: »Niemand aber darf sagen, daß ein drittes Reich die gleichen Rechte der Anschauung fordert.« (ebd.).

77 Diese Auffassung hat Dacqué in seinen seit den zwanziger Jahren erscheinenden naturhistorisch-metaphysischen Büchern immer wieder vertreten. Benn war ein eifriger, wenngleich nicht alle (heute zum Teil bizarr anmutenden) Auffassungen des Verfassers teilender Leser. Den morphologischen Ansatz aus Dacqués berühmtem Werk *Urwelt, Sage und Menschheit* (1924) baute Benn ebenso in seine eigenen Überlegungen ein wie er auch dessen teleologische Entwicklungslehre (*Das Leben als Symbol* [1928]) rezipierte; vgl. auch dazu in überzeugender Abgrenzung zu der alten Abwertung Dacqués durch Wellershoff: Miller, Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs, Anm. 31, insbes. S. 153-167. Aufgrund der formulierungstechnischen Passung zum *Weinhaus Wolf* wird hier aus einem erst nach dem Bennischen Text erschienenen Werk zitiert Edgar Dacqué, *Die Urgestalt*, Leipzig 1940, S. 56 u. 57.

78 Vgl. Miller, Die Bedeutung des Entwicklungsbegriffs, Anm. 31, S. 157.

79 Unklar bleibt, weshalb die *Stuttgarter Ausgabe* in ihrem Kommentar diese Anspielung gar nicht aufnimmt, geschweige denn auflöst. Zumindest im Fall des *Weinhaus Wolf* sind aber auch an anderer Stelle Nachlässigkeiten zu bedauern, so etwa bei der Suche nach Zitatquellen, wo die Ausgabe zum Teil sogar hinter den Stand der Forschung zurückfällt; vgl. etwa den fehlenden Nachweis des Zitats »Leid ist die einzige Ursache des Bewußtseins« (S. 226), im Kommentar mit »nicht ermittelt« vermerkt (ebd. S. 627), obwohl die 1977 in 2. Auflage erschienene Ausgabe des Briefwechsels zwischen Benn und Oelze es bereits als ein Zitat aus N. Berdjajews *Die Weltanschauung Dostojevskijs* (1925) nachweist, vgl. Gottfried Benn an F. W. Oelze, Nr. 92 (14.8.1936), Kommentar ebd. S. 418. Freilich handelt es sich nicht um eine eigene Aussage Berdjajews, vielmehr zitiert dieser in seinem Kapitel *Der Mensch* breit aber ohne Nachweis aus den *Aufzeichnungen aus dem Untergrund*; vgl. »Das Leiden – ja, das ist die einzige Ursache der Erkenntnis.« Fjodor M. Dostojewski, *Aufzeichnungen aus dem Untergrund*, in: *Der Spieler. Späte Romane und Novellen*, übers. v. E. K. Rahsin, 17. Aufl., München 1999, S. 429-567, das Zitat S. 468.

Hier wird nun auffällig verrätzelnd gesprochen: Erstens wird ein nur mit dem unbestimmten Artikel benanntes, nicht näher charakterisiertes »drittes Reich« eingeführt, ohne dass vorher der Terminus »Reich« überhaupt gefallen wäre. Damit werden zweitens die »Kreise« des Anorganischen und Organischen indirekt und im Nachhinein als erstes und zweites »Reich« bestimmt. Geklärt ist damit drittens zunächst gar nicht, was das neu hinzutretende dritte Reich eigentlich beinhaltet – klar ist nur, dass der Bereich der rein biologischen »Lebenslehre« nun verlassen wird, denn diese konzentriert sich auf die Erforschung des Organischen in Abgrenzung zum Anorganischen.<sup>80</sup> Viertens fällt die umständliche Formel auf, mit der die fehlende Meinungsfreiheit beklagt wird: Vermisst werden »Rechte der Anschauung«, also erlaubte Möglichkeiten des Sehens.

Um die Perspektive, den Wahrnehmungsblickwinkel, nicht um das Objekt der Wahrnehmung, das als »drittes Reich« bezeichnet wird, geht es auch im Folgenden. Während man Organisches und Anorganisches im Wissenschaftsbetrieb mittlerweile als zwei getrennte, nicht teleologisch aufeinander verwiesene Ausdrucksformen ansehen dürfe, halte man bezüglich des (nun wie selbstverständlich mit dem bestimmten Artikel versehenen und damit als bekannt unterstellten) »dritten Reiches« am deterministischen Entwicklungsgedanken fest, denn die verbindliche Lehrmeinung laute hier strikt: »Das dritte Reich ›dient‹ dem zweiten und hat sich selbst aus ihm heraufmanipuliert.« (S. 234) Der Lehrsatz beschreibt nicht, was als drittes Reich zu verstehen sei, sondern benennt lediglich die Position, die es im herrschenden Weltbild einnimmt, nämlich seine genetische und funktionale Rückführbarkeit auf das zweite Reich. Textintern kann aus diesem Satz eine erste inhaltliche Bestimmung des »dritten Reiches« erschlossen werden: Es muss sich um das Reich des Geistes handeln, denn dem Organischen, dem Leben, dienend ist nach Meinung der »Gegenwartserwählten« der Geist. Diese Auffassung lehnt das Ich bekanntlich ab.<sup>81</sup> Es handele sich, so der Weinhausbesucher weiter, bei dieser Auffas-

<sup>80</sup> Textextern referiert die Vorstellung von den drei Reichen zugleich auch auf Kurt BreySIGs Darstellung der *Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte* (Berlin 1933), in der das »anorganische«, das »biische«, d.h. das lebendige und das »menschheitliche«, mit Vernunft beseelte Reich unterschieden werden. Diese drei Reiche müssten nicht monistisch, sondern jedes für sich »nach den seinem Sein und Werden gemäßen Regeln« begriffen werden, wobei das »menschheitliche« Reich in einer »Schicht« auch am »biischen«, mit einer auch am »anorganischen« teilhabe (ebd., S. 19 u. 15). Dem Historiker BreySIG geht es bei seiner Unterscheidung der drei Reiche freilich nicht um Biologie, sondern um Geschichte. In diesem Sinne wird auch im *Weinhaus Wolf* die allgemeine »Lebenslehre« schnell an die Historie angeschlossen.

<sup>81</sup> Wenn das Ich gegen diese Ideologie seine eigene Auffassung einer »Antithese von Leben und Geist« (S. 237) setzt, so betrachtet es die Reiche Leben und Geist in der Tat als »Aus-

sung auch weniger um eine »Theorie«, sondern um »eine für Machthandlungen verwendungsfähige Prozeßordnung« (S. 234), um eine auch mit juristischer Gewalt abgesicherte, institutionalisierte Ideologie, mit deren Hilfe Geschehnisse, ›Prozesse‹, in der Welt geordnet werden. Wozu es führe, wenn man mit diesem Ordnungsmuster auf Wirklichkeit blicke, führt der Weinhausbesucher nun an einem konkreten Beispiel vor. Er überträgt die »Prozeßordnung« als Lektüreschlüssel auf die Weinhausszene und ordnet die einzelnen Elemente zu einem Denkbild mit dem Charakter eines barocken Emblems an:

Graphisch dargestellt ergibt sie [d.i. die Prozeßordnung] für das Weinhaus: Stahlstühle, Reich 1, sind belastet mit Reich 2; Belaster genießen Ragout aus Muscheln und reden als Vokalträger Gruppe Leben; wenn sie nach Natron aufstoßen, geschieht es wissenschaftlich, damit eröffnet sich ihnen Reich 3. Unterschrift: geschichtliche Welt, Ausgangslage. (S. 234)

Das aus einem dreiteiligen Bild und einem erläuterndem Schriftzug bestehende Emblem ist unübersehbar eine Satire auf die Zeitgenossen und den Zeitgeist. Auf dem Anorganischen, den Stahlstühlen, sitzen Vertreter des Organischen, und zwar der Unterabteilung »Vokalträger«, also Menschen. Es sind die zur »Gruppe Leben« (nicht zur ›Gruppe Geist‹) gehörenden Gäste des Weinhauses wie die drei Herren, das heißt die »Gegenwartserwählten«, die – wie könnte es auch anders sein – »Ragout aus Muscheln« essen. Ihre eventuell durch Völlerei überforderte Verdauung beruhigen sie durch die Einnahme von Natron, einem beliebten Mittel gegen Sodbrennen. Diese Möglichkeit eines gezielten steuernden Eingriffs in die Prozesse ihres Körpers gibt ihnen das Gefühl, Herr über das Leben zu sein und so dringen sie, indem sie erleichtert aufstoßen, in das vor, was sie für das Reich des Geistes halten. Das Verhältnis von »Reich 3«, dem Geist, und »Reich 2«, dem Leben, ist vulgärmechanistisch und rein physiologisch. Das Reich des Geistes »eröffnet sich« den Zeitgenossen durch aufsteigende Gase, es ist eine pure Physio-Logik.<sup>82</sup> Umgekehrt ist den »Gegenwarts-

drucksformen«, zwischen denen es »keine Übergänge und Ableitungen« gibt, wie in der »Theorie« zunächst am Beispiel des Anorganischen und Organischen ausgeführt. Dass diese Auffassung der getrennten, unüberbrückbaren »Kreise« unerwünscht ist, wird in der Erinnerung des Ich an seine Auseinandersetzungen mit den »Gegenwartserwählten« deutlich, die ihm vorwerfen, aus ihm spreche die »Zersetzung« (S. 232).

<sup>82</sup> Diese ›Verdauungslogik‹ sollten die »Belaster«, so das Ich höhnisch, ruhig weiterpraktizieren, »bis ihnen die Beutel aus den Bruchpforten treten« (S. 234), bis ihr ewiger Ragoutgenuss, ihre übertriebene Lebenslust (›Leben wolltet Ihr«, S. 236) also wohlmöglich einen Leistenbruch verursache.

erwählten« der Geist, spiritus, nicht das Andere der Natur, sondern ein Produkt derselben, und zwar ein ganz simples und ordinäres: ein Rülpsen. Das Emblem entlarvt die (»wissenschaftlich«, das heißt durch intentionale Einnahme eines Heilmittels) aufstoßenden Herren der »Herrenrasse« damit als die Inbilder einer geistlosen Kreatur. Der Weinhausbesucher, der als Apologet des Geistes an diesem locus in der Defensive ist, holt zeichenhaft zum Gegenschlag aus und inszeniert mit seinem Emblem das Unerhörte.

Die Charakterisierung der Vertreter der »Herrenrasse« als aufstoßende Fresser erweist sich im übrigen als Retourkutsche auf den bekannten, am 7. Mai 1936 erschienenen Verriss im *Schwarzen Korps*, in dem Benn über sich hatte lesen müssen, dass seine frühen *Morgue*-Gedichte »Schweineereien« und »Ferkelleien« seien, die »Geistesverblödung ins Volk« trügen. Die Lyrikproduktion sei bei ihm »ein geistiger Verdauungsprozeß, bei dem zwangsläufig übelriechende Blasen aufsteigen« und habe in dem Gedicht *Selbsterreger* »zu dem sicher gewünschten Resultat ›warme Luft‹ geführt«. <sup>83</sup>

Gegen diesen Vorwurf, seine Lyrikproduktion sei »ein geistiger Verdauungsprozeß«, setzt Benn im *Weinhaus* nicht nur das Bild des auf dem Stahlstuhl sitzenden und nach Natron aufstoßenden geistlosen »Gegenwartserwählten«, der, mit »handeln und schichten« beschäftigt, gar nicht merkt, dass die Lage eine finale, eine »Ausgangslage« (S. 234) ist. <sup>84</sup> Das »Reich 3«, an dem die Stahlstuhl-»Belaster« per Natron teilhaben und das sich ihnen nach Ragoutgenuss »eröffnet«, ist zudem natürlich nichts anderes als das ›Dritte Reich‹, das sein Existenzrecht mit einer vulgärmaterialistischen ›Verdauungslogik‹ ideologisch absichert.

Allerdings scheinen seine Tage gezählt. Zwar lässt es sich noch feiern, preist sich als »schöpferische Erfüllung der Weltvernunft« (S. 235), und untersagt, die Berechtigung seiner Existenz in Frage zu stellen. Dennoch enthüllt sich dem am Ende doch wohl trunkenen Weinhausbesucher in der hereinbrechenden Nacht eine nahende »Verwandlung!« (S. 241) Von ihr künden Chiffren und Zeichen, die aus dem Weingeist aufsteigen. <sup>85</sup> Die Wahrheit, die in dem zentralen Emblem der Novelle Form gewinnt, ist die vom nahenden Ende des politischen ›Dritten Reichs‹, das sich einem wohlverstandenen geistigen dritten Reich so vollkommen verweigert. Der Tätigkeitsverweigerer singt dem mit einem sinkenden Schiff <sup>86</sup> verglichenen

<sup>83</sup> [Anon.], Der Selbsterreger!, in: Das Schwarze Korps, Berlin, 7. Mai 1936.

<sup>84</sup> Diese »Ausgangslage« ist nicht etwa ein Anfangspunkt, sondern im Gegenteil eine finale Lage, dadurch bestimmt, dass ein Weg »ausgegangen« ist, vgl. S. 240.

<sup>85</sup> Es geht um die »Wahrheit, die hier im Weinhaus zwischen den Fässern auftaucht« (S. 236).

<sup>86</sup> Vgl. S. 222.

Weinhaus und seinen Bewohnern, den Geistverweigerern, mit spürbarer Lust am Untergang sarkastisch ein Abschiedsständchen.<sup>87</sup> Bis die »Verwandlung!« tatsächlich eintritt, bleibt für ein Glas Spätlese aber wohl noch Zeit.

<sup>87</sup> Der Ausspruch des Weinhausbesucher »noch eine Stunde, dann ist Nacht, – daglääh, gleia, glülala!« (S. 234) ist ein Zitat aus Richard Dehmel, Mein Trinklied, in: Dichtungen, Briefe, Dokumente, hrsg. u. mit e. Nachw. vers. v. Paul Johannes Schindler, Hamburg 1963, S. 41: »Noch eine Stunde, dann ist Nacht; | [...] djaglioni gleia glühlala!« In Dehmels *Trinklied* fällt dem lyrischen Ich im Angesicht des Todes, zunächst das Glas aus der Hand. Mit einem »Klingklang« hat er aber gleich wieder ein neues und singt mit dem Mute der Verzweiflung seinen Saufkumpanen zu: »Trinkt, wir schweben | über dem Leben, an dem wir kleben! | Hoch!«